

## Rezensionen

*Klaus Grubmüller/ Markus Stock (Hrsg.), Geld im Mittelalter. Wahrnehmung – Bewertung – Symbolik. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2005, 246 S., € 59,90.*

Erklärtes Ziel der Herausgeber ist es, das Geld des Mittelalters als kulturgeschichtliches Phänomen zu begreifen. Dieses Ziel verfolgten die Vorträge einer Tagung, die 2001 in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel abgehalten wurde. Nach einer allgemeinen Einführung in die Themen des Buches durch Klaus Grubmüller geht Markus Stock auf das Titelwort „Geld“ ein. Während in anderen Sprachen die entsprechende Vokabel entweder vom Lateinischen abgeleitet wurde oder in Beziehung zu Metall steht, ist im Deutschen ein Bedeutungswandel von Schuldausgleich hin zum Wirtschaftsinstrument für Zahlungen zu beobachten, der sich sehr langsam vollzogen hat. Frühmittelalterliche volkssprachliche Zeugnisse sind selten und auch im Hochmittelalter sind nicht viele Belege zu finden. Erst im Spätmittelalter verengt sich die Bedeutung in Richtung Zahlungsmittel.

Der einzige numismatische Beitrag in dem Sammelwerk stammt von Bernd Kluge. Er betont, das Geld natürlich auch in anderen Formen als in Münzen existierte, und gibt einen gestrafften Überblick über die Entwicklung der Münzen in einem tausend Jahre umfassenden Zeitraum von 500 bis 1500. Sehr zu bedauern ist, dass „aus Kostengründen [...] auf die vorgesehene Bebilderung verzichtet“ wurde. Abbildungen von Geld, namentlich in der im Mittelalter dominierenden Form der Münze, findet man nur in dem Beitrag von Peter Schmidt über „Mittelalterliche Münzen und Herrscherporträt“, in dem er der durch Münzen verbreiteten Bildnisbotschaft von Herrscherdarstellungen nachgeht. Zu Recht beklagt Schmidt, dass dieser Aspekt von der Kunstgeschichte bisher nicht behandelt worden ist. Der Beitrag stellt Fragen, ruft zu weiteren Untersuchungen auf, liefert aber noch keine Ergebnisse. So wird herausgestellt, dass die Herrscherköpfe auf mittelalterlichen Münzen keine Porträts sind, was allerdings keine neue Erkenntnis ist. Die in Ausführlichkeit behandelte theoretische Frage wird am Beispiel der Bildnismünzen Karls des Großen sowie der süditalienischen goldenen Augustales, eines isolierten Sonderfalls des 13. Jahrhunderts, diskutiert. Man erhält den Eindruck, dass Schmidt

zwar zu weiterer Betrachtung aufruft, diese aber selber noch nicht betrieben hat. Es wäre aber zu begrüßen, wenn der Aufruf ein Echo in Form konkreter Untersuchungen finden würde.

Mit „gutem und bösem“ Geld im Kontext der beginnenden Geldwirtschaft und des Gabentausches beschäftigt sich Hermann Kamp. Er kommt zu dem Ergebnis, das Geldzahlungen als Mittel der Politik durchaus akzeptiert wurden. Wenn Geld aber zu Taten führte, die als nicht rechtens betrachtet wurden, geriet zugleich auch das Geld in Verdacht. Um dem entgegenzuwirken, seien die Herrscher besonders im 12. und 13. Jahrhundert vermehrt zum Geschenkaustausch als Mittel der Diplomatie übergegangen. Knut Görlich „versammelt“, so der Autor selbst, in seinem Beitrag „keine neuen Aspekte und Beispiele“. Den gleichen Inhalt des Beitrags „Geld und Ehre: Friedrich Barbarossa“ konnte man bereits in zwei 2001 erschienenen Publikationen finden. Gegenstand ist der Umgang des Kaisers mit Geld, die Kritik daran und die Befürchtung, dass die kaiserliche Ehre auf dem Spiel stehe. Ulrich Rehms mit anschaulichen Beispielen illustrierte Abhandlung über die Geldgier in Bildern des Mittelalters betrachtet die „avaritia“ in der Buchmalerei, der Bauplastik und auf Tafelaltären. Unterschiedliche ikonographische Typen lassen sich herausarbeiten. Die Anprangerung des Geizes diente dabei der Darstellung der Freigebigkeit als wünschenswerte Tugend. Dieter Kartschoke betrachtet in seinem Beitrag „Regina pecunia, dominus nummus, herphennin“ die häufig satyrischen Abhandlungen in der Literatur des Mittelalters seit dem 12. Jahrhundert. Die Rolle des Geldes wird hier häufig mit Misstrauen gesehen. Paul Gerhard Schmidt setzt sich mit Caesarius von Heisterbach und der zisterziensischen „avaritia“ auseinander. Caesarius beobachtete die Wirtschaftsweise des Ordens und befürchtete einen schlechten Einfluss des Reichtums auf die Prinzipien des Reformordens. Abschließend berichtet Roberto Lambertini über „Das Geld und sein Gebrauch. Pecunia im Streit zwischen Michael von Cesena und Papst XXII.“, wobei es um die Interpretation des Textes Lukas 10,11-27 (Aushändigung von Geld, das vermehrt wird oder auch nicht) geht.

Auch wenn man sich eine bessere Ausstattung derjenigen Beiträge zu Themen mit visuellen Bezügen gewünscht hätte, bleibt der Band interessant und anregend, nicht zuletzt weil er das Thema „Geld“

einmal nicht von der ökonomischen Seite betrachtet.

Münster

Peter Ilisch

(Dr. Peter Ilisch, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münzkabinett, Domplatz 10, D-48143 Münster)

*Andreas Graul, Gustav und Victor von Klemperer. Eine biographische Skizze (Publikationen der Eugen-Gutmann-Gesellschaft 2). Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2005, 170 S., € 16,-.*

Mit seiner Doppelbiografie über Gustav und Victor von Klemperer hat Andreas Graul, einer der besten Kenner der sächsischen Bankengeschichte, eine wichtige und verdienstvolle Publikation vorgelegt. Der Band, der von der Dresdner Bank-nahen Eugen-Gutmann-Gesellschaft herausgegeben wurde, würdigt die Leistungen einer lange Zeit eng mit der Dresdner Bank verbundenen Bankiersfamilie. Gustav von Klemperer (1852-1926) und sein Sohn Victor von Klemperer (1876-1943) waren insgesamt mehr als vierzig Jahre lang in leitenden Positionen der Dresdner Bank tätig, bis Victor von Klemperer im „Dritten Reich“ wegen seiner jüdischen Herkunft aus der Bank verdrängt wurde. Graul ist es gelungen, Leben und Werk der beiden Klemperer-Bankiers anschaulich zu vergegenwärtigen. Er verbindet die biografische Ebene immer wieder mit Einschüben zur Bank-, Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte. Die Darstellung stützt sich vorwiegend auf Dokumente aus dem Besitz der Familie und im Besonderen auf die Erinnerungen, die Victor von Klemperer in der Emigration verfasst hat.

Gustav und Victor von Klemperer stammten aus einer weit verzweigten Familie, zu der auch der Dirigent Otto Klemperer und der Dresdner Romanist Victor Klemperer gehörten, der seinen Namensvetter in der Dresdner Bank den „Bank-Klemperer“ nannte. Die „Bank-Klemperers“ waren in den 1860er und 1870er Jahren von Prag nach Dresden gezogen und hatten dort rasch Karriere gemacht. Gustav von Klemperer, dessen Biografie Graul im ersten Teil dieses Bandes herausarbeitet, wurde bereits im Alter von 20 Jahren Prokurist der Dresdner Privatbank Robert Thode & Co. Er galt bald als einer der führenden Experten für die sächsische Wirtschaft

und die Finanzierung der sächsischen Industrie. Aufgrund dieser Kenntnisse wurde Gustav Klemperer 1890 von der Dresdner Bank als Vorstandsmitglied und Direktor der Hauptniederlassung in Dresden eingestellt. Später wurde er auch in den Aufsichtsrat der Bank berufen, dessen Vorsitz er kurz vor seinem Tod noch übernahm. Grauls Biografie beschränkt sich indessen keineswegs auf die berufliche Karriere Klemperers. Sie vermittelt auch Einblicke in die Lebenswelt und in das Selbstverständnis der Familie, die eine wichtige Rolle innerhalb der damaligen Dresdner Honoratiorenkreise spielte und dem Idealbild des Wirtschaftsbürgertums sehr nahe kam. Dazu gehörte auch die hohe Auszeichnung, die Gustav Klemperer 1910 durch Kaiser Franz Josef I. zuteil wurde. Dem Bankier, der bis zum Zusammenbruch des Habsburgerreichs österreichisch-ungarischer Staatsbürger blieb, wurde damals wegen seiner Verdienste als kaiserlich-königlicher Honorarkonsul in Sachsen ein erblicher Adelstitel verliehen. Mit dem gesellschaftlichen Aufstieg der „Bank-Klemperer“ ging eine starke Assimilation ihres Glaubens einher. Die Familie war der jüdischen Gemeinde in Dresden verbunden, doch spielte die jüdische Religion für sie nur noch eine geringe Rolle.

Im zweiten Teil des Bandes werden Leben und Werk Victor von Klemperers, des ältesten Sohns Gustav von Klemperers, dargestellt. Victor von Klemperer trat beruflich in die Spuren seines Vaters und war seit 1904 bei der Dresdner Bank tätig, zunächst unter anderem als Privatsekretär des Bankgründers Eugen Gutmann. Dann wurde er in die Leitung der neu gegründeten Filiale in Leipzig und Anfang 1914 schließlich als Nachfolger seines Vaters in die Direktion der Dresdner Bank in Dresden berufen. Auch unter Victor von Klemperer setzte sich die herausgehobene Stellung der Familie innerhalb des Dresdner Bürgertums fort.

Graul beschreibt eingehend, wie das Lebenswerk des Bankiers nach der Machtübergabe an Hitler zerstört wurde. Schon im Frühjahr 1933 eröffnete die nationalsozialistische Betriebszelle der Dresdner Bank mit Unterstützung der Sächsischen Regierung um den radikalen Gauleiter Martin Mutschmann eine antisemitische Hetzkampagne gegen von Klemperer, der wegen seiner Herkunft als Jude galt, obwohl er bereits im Kaiserreich zum Protestantismus konvertiert war. Das Reichswirtschaftsministerium, das die seit 1931 reichseigene Dresdner Bank kontrollierte, gab dem Drängen der Sächsischen Regierung nach und veranlasste die zwangsweise Pensionierung Victor von Klemperers. Ihr Leben konnten die von Klemperer durch eine Emigration im Oktober

1938, quasi in letzter Stunde, retten, doch wurden sie vom NS-Staat fast vollständig ihres Vermögens beraubt. Im Alter von mehr als sechzig Jahren baute sich Victor von Klemperer in Rhodesien eine neue Existenz auf.

Grauls Klemperer-Biografie ist unter vielen Aspekten von Interesse. Sie zeigt Leistungen und Verfolgung einer jüdischen Bankiersfamilie, ist ein Stück Geschichte des Wirtschaftsbürgertums, verdeutlicht die Bedeutung familiärer Traditionen unter angestellten Bankiers und vermittelt ein Bild von der Dresdner Gesellschaft dieser Zeit. Aufschlussreich ist das Buch aber auch wegen seiner Form als Generationen übergreifende Doppelbiografie. So wird hier deutlich, wie sich Ausbildung, Tätigkeit und Lebensformen deutscher Bankiers zwischen 1870 und 1930 veränderten. Hatte Gustav von Klemperer beispielsweise seine Karriere noch mit einer Banklehre begonnen, so absolvierte sein Sohn dafür ein Jurastudium und empfaß sich durch eine mehrjährige Tätigkeit in den USA für höhere Aufgaben. Die Biografien der beiden „Bank-Klemperer“ weisen aber auch manche Gemeinsamkeiten auf wie etwa ein ausgeprägtes Mäzenaten- und Sammlertum, durch das sie nach Grauls Urteil ihren Status als Wirtschaftsbürger unterstrichen.

Berlin

Johannes Bähr

(PD Dr. Johannes Bähr, Holsteinische Straße 55, D-10717 Berlin)

*Anja Weigt*, *Der deutsche Kapitalmarkt vor dem Ersten Weltkrieg. Gründerboom, Gründerkrise und Effizienz des deutschen Aktienmarktes bis 1914* (Schriftenreihe des Center for Financial Studies an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Monographien 21). Fritz Knapp Verlag, Frankfurt am Main 2005, 268 S., € 36,-.

Die von Anja Weigt vorgelegte Monographie zur Geschichte des deutschen Kapitalmarktes vor dem Ersten Weltkrieg ist eine überarbeitete Fassung ihrer im Jahre 2004 in Frankfurt am Main vorgelegten betriebswirtschaftlichen Dissertation. Um es gleich vorwegzunehmen: Es ist sehr erfreulich, dass diese Dissertation in der renommierten Schriftenreihe des Center for Financial Studies erschienen und somit einem größeren Publikum zugänglich gemacht worden ist.

Das Werk ist in vier Kapitel gegliedert. In einer knappen Einleitung wird der Gang der Untersuchung vorgestellt und die wesentlichen Forschungsfragen werden formuliert. Das darauf folgende Kapitel bietet einen Überblick über die Entwicklung des deutschen Kapitalmarktes zwischen 1871 und 1913. Anschließend wird der von Steffen Eube im Jahre 1998 vorgestellte und die Jahre 1876 bis 1913 umfassende Aktienmarktindex für die Jahre 1871 bis 1875 erweitert, sodass nunmehr auch die Phase der Gründerzeit untersucht werden kann. Schließlich untersucht Weigt die Effizienz des Primär- und Sekundärmarktes für Aktien. Insgesamt ist die Monographie sehr gut gelungen, obgleich einige Mängel zu bemerken sind und man dem Werk anmerkt, dass es als gut verbundene Aufsatzsammlung konzipiert ist.

Die dargebotene Darstellung der Kapitalmarktentwicklung im Kaiserreich basiert zu großen Teilen auf traditioneller Sekundärliteratur. Diesem Kapitel merkt man recht deutlich an, dass die Verfasserin keine Wirtschaftshistorikerin, sondern Betriebswirtin ist. Beispielsweise werden Zahlen der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung aus Nipperdeys Monographie zur deutschen Geschichte entnommen. Alles in allem wird die gesamtwirtschaftliche Entwicklung während der Gründerjahre, die Entwicklung von Aktien- und Börsenrecht sowie die Art des Börsengeschäfts übersichtlich dargestellt. Als Zwischenergebnis hält Weigt fest, dass „insbesondere für das Emissionswesen, die innere Struktur der Aktiengesellschaft und den Anlegerschutz“ die Erfahrungen der Gründerzeit die Entwicklung bis heute geprägt haben.

Im anschließenden dritten Kapitel stellt Weigt eine Erweiterung des von Eube entwickelten Aktienindex für die Jahre 1871 bis 1875 vor. Ziel des Eube-Weigt-Index ist eine umfassende Darstellung der Aktienmarktentwicklung im Deutschen Reich, insbesondere auch der Entwicklung auf Branchenebene. Daher wurden für möglichst alle notierten Stammaktien deutscher Gesellschaften Monatsschlusskurse, Dividendenzahlungen und Kapitalmaßnahmen erfasst und in einem Marktindex sowie in 13 Branchenindizes aggregiert. Die Erweiterung des Aktienindex in die Gründerjahre hinein ist sicherlich ein wichtiger Beitrag. Um die Vergleichbarkeit ihres Index mit demjenigen von Eube zu gewährleisten, übernimmt Weigt Eubes Konstruktionsweise. Damit übernimmt sie leider auch die von Eube gemachten Fehler, insbesondere eine Bereinigung um Dividendenzahlungen und Stückzinsen zum falschen Zeitpunkt. Dies beeinträchtigt

zwar kaum den langfristigen Indexverlauf, kann aber zu abnormalen Renditeverläufen führen. Beispielsweise werden alle Dividendenzahlungen im Januar korrigiert, obwohl viele Unternehmen Dividenden zu anderen Zeitpunkten zahlten. Nichtsdestotrotz trägt die Interpretation des Index Erkenntnisse zum Verlauf von Gründerboom und Gründerkrise bei. Auf Grundlage ihres Index datiert Weigt den Höhepunkt des Gründerbooms auf den Monat November 1872, dem ein stetiger Abschwung bis Ende 1875 folgte. Der Index von Weigt zeigt insgesamt ein wesentlich geringeres Ausmaß des Gründerbooms und der Gründerkrise als beispielsweise die Indizes von Otto Donner oder Ulrich Ronge.

Der erste Abschnitt des Schlusskapitels befasst sich mit dem Markt für Aktienemissionen während der Jahre 1882 bis 1913. Somit wird hier, anders als der Titel der Monographie verheißt, die Gründerzeit gar nicht behandelt. Trotz dieses Mangels sei darauf hingewiesen, dass es sich trotzdem um die weltweit einzige bisher publizierte Untersuchung von Aktienemissionsmärkten für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg handelt. Weigt möchte insbesondere herausarbeiten, ob es auch auf historischen Emissionsmärkten Zeichnungsrenditen, ein von modernen Märkten wohlbekanntes Phänomen, gab. Sie stellt fest, dass zwar fast alle Aktienemissionen am ersten Handelstag einen Kursgewinn erzielten, dieser aber wesentlich geringer war als auf modernen Märkten. Eine Erklärung für die Existenz von Zeichnungsrenditen kann Weigt nicht vorlegen, sie vermutet aber Kursstützungsmaßnahmen der Emissionsbanken. Dieses Ergebnis wird jedoch nur mit ökonomischen Verfahren gestützt, während Nachweise aus Konsortialakten ausbleiben. Dies ist allerdings in einer betriebswirtschaftlichen Dissertation auch nicht zu erwarten. Des Weiteren stellt Weigt fest, dass neu emittierte Aktien – und auch dies ist auf modernen Märkten anders – langfristig keine schlechtere Wertentwicklung aufwiesen als der Markt. Schließlich zeigt sie, dass das Börsengesetz von 1897 das Risiko für die Käufer neuer Aktien reduziert hat. Insgesamt scheint der Markt für Aktienemissionen im Deutschen Reich effizienter gewesen zu sein als der entsprechende Markt in der Bundesrepublik.

Der zweite Abschnitt des Kapitels testet die Effizienz des Sekundärmarktes für Aktien im Deutschen Reich. Zunächst untersucht die Autorin, ob es systematische Kursdifferenzen für an mehreren Börsen gehandelte Aktien gab. Sie konzentriert sich dabei auf 261 Gesellschaften, die sowohl in Berlin als auch an mindestens einer Provinzbörse notiert wurden.

Sie stellt fest, dass auf dem deutschen Aktienmarkt so gut wie keine Arbitragemöglichkeiten bestanden, da die sehr geringen Kursdifferenzen zwischen den Börsenplätzen geringer als die Transaktionskosten waren. Des Weiteren testet Weigt eine einfache und eine erweiterte Fassung des capital asset pricing model (CAPM). Aufgrund von Kursdaten für die Jahre 1880 bis 1913 kann Weigt jedoch keinen eindeutigen Beleg für die Gültigkeit des einfachen CAPM finden. Wenn man jedoch traditionelle Schätzverfahren erweitert, dann kann die Gültigkeit des CAPM auf dem historischen deutschen Kapitalmarkt bestätigt werden. Insgesamt stellt Weigt fest, dass sowohl der Primärmarkt als auch der Sekundärmarkt für Aktien im Deutschen Reich während der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg mindestens ebenso effizient waren wie moderne Aktienmärkte.

Bonn

Carsten Burhop

(PD Dr. Carsten Burhop, Max Planck Institut zur Erforschung der Gemeinschaftsgüter, Kurt-Schumacher-Str. 10, D-53113 Bonn)

*Nikolai M. Zimmermann*, Die veröffentlichten Bilanzen der Commerzbank 1870-1944. Eine Bilanzanalyse unter Einbeziehung der Bilanzdaten von Deutscher Bank und Dresdner Bank (Geschichtswissenschaft 4). Frank & Timme, Berlin 2005, 202 S., € 24,80.

Seit einigen Jahren ist ein Forscherteam unter der Leitung von Ludolf Herbst dabei, die Geschichte der Commerzbank von ihrer Gründung 1870 bis zur Rezentralisierung 1958 zu untersuchen. Ein Teilprojekt, das im Rahmen einer Magisterarbeit vergeben wurde, ist die nun vorliegende Studie über die veröffentlichten Bilanzen der Commerzbank von 1870 bis 1944. Dem Verfasser war die Aufgabe gestellt worden, anhand der Bilanzen die wirtschaftliche Lage der Commerzbank nachzuzeichnen, wobei stets auch die Bilanzen der nach der Bankenkrise von 1931 verbliebenen Hauptkonkurrenten Deutsche Bank und Dresdner Bank mit einzubeziehen waren.

Am Ende der Arbeit steht das Ergebnis, dass die Bilanzen der Commerzbank vor allem den „allgemeinwirtschaftlichen Wandel der Finanzierungs- und Zahlungsusancen“, die Gesetzgebung, insoweit sie die formale und materielle Seite der Bilanzierung beeinflusste, und die allgemeine konjunkturelle

Lage widerspiegelten. Der Vergleich mit den beiden Hauptkonkurrenten zeigt nur für den Zeitraum bis zum Ersten Weltkrieg nennenswerte institutsspezifische Unterschiede; danach ist eine auffällige Parallelität der Bankbilanzen festzustellen.

Eine der Ursachen für die geringe Aussagekraft der von ihm untersuchten Bilanzen macht der Verfasser in einem immer stärkeren Einfluss bilanzpolitischer Kosmetik aus. Er hat seinen bilanzanalytischen Ausführungen, die den Kern der Arbeit ausmachen, ein kurzes, aber instruktives Kapitel der zeitgenössischen Bilanzkritik vorangestellt. Den Zeitgenossen war schon vor dem Ersten Weltkrieg aufgefallen, wie wenig aussagekräftig die veröffentlichten Handelsbilanzen der Großbanken waren. Diese Skepsis verstärkte sich in der Zwischenkriegszeit erheblich und war völlig berechtigt, wie der Verfasser mit den (einzig) beiden archivalischen Quellen seiner Untersuchung anschaulich belegen kann. Revisionsberichte der Deutschen Revisions- und Treuhand AG machten nämlich deutlich, dass die Commerzbank Mitte der 1930er Jahre nur einen Bruchteil des tatsächlich erzielten Gewinns auswies und den Rest den stillen Reserven zuführte.

Es ist ein wenig bedauerlich, dass diesem Hinweis, der auf die Bedeutung interner Gewinn- und Verlustrechnungen, wie sie damals ansatzweise auch etwa in Steuerbilanzen zu Tage traten, nicht nachgegangen worden ist. Auch die bilanzhistorische Literatur ist offenbar komplett übersehen worden. Ein Wechsel der Quellengrundlage zu den Revisionsberichten und/oder den Steuerbilanzen hätte vielleicht den Rahmen einer Magisterarbeit gesprengt, doch weshalb nicht einmal der Börsenkurs der Commerzbank-Aktie als Indikator für die Beurteilung durch den Kapitalmarkt herangezogen worden ist, bleibt unbegründet.

Insgesamt bleibt damit beim Rezensenten ein leichtes Bedauern, das so viel forschersche Energie in die Analyse von Zahlenwerken geflossen ist, deren materielle Aussagekraft schon die Zeitgenossen – und mit Recht, wie die Arbeit selbst zeigt – als sehr gering eingestuft hatten. Dies muss aber nicht unbedingt dem Verfasser anzulasten sein, sondern kann auch auf ein unflexibles Projektdesign hindeuten.

Berlin

Mark Spoerer

(PD Dr. Mark Spoerer, Humboldt-Universität zu Berlin, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Spandauer Str. 1, D-10178 Berlin)

*Peter Eigner/ Ingo Köhler (Hrsg.), Privatbankiers in Mitteleuropa zwischen den Weltkriegen (Geld und Kapital 7). Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005, 195 S., € 27,-.*

Privatbankiers gelten schon seit über 100 Jahren als untergehende Spezies. Ihre Verdrängung durch die expandierenden Aktienbanken galt lange als quasi „natürliche Selektion“. Erst in jüngster Zeit hat die Forschung herausgearbeitet, dass manche Privatbanken auch in den 1920er Jahren noch ihr Auskommen fanden, sich in lukrativen Nischen etablierten. Zumindest für Deutschland kann dies gelten. Die Geschichte der Privatbankiers in Mittel- und Osteuropa ist dagegen zumeist schlechter erforscht. Selbst für Fachhistoriker ist die Geschichte der Privatbankhäuser in Ländern wie Polen, Jugoslawien oder der Tschechoslowakei zwischen den Weltkriegen häufig genug eine Terra incognita. Ziel des hier besprochenen Sammelbandes ist es daher, „mittels mehrerer Länderstudien einen ersten systematischen Überblick über die Entwicklung der Privatbanken in Mitteleuropa im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu vermitteln“ (S. 5).

Harald Wixforth („Das polnische Bankwesen und die Privatbankiers in der Zwischenkriegszeit“) skizziert die vielfältigen wirtschafts- und finanzpolitischen Probleme Polens nach dem Ersten Weltkrieg. Gerade erst als souveräner Staat wiedererstand, musste aus den ehemaligen Teilungsgebieten eine neue Einheit geformt werden. Da ein funktionierendes Wirtschaftssystem in dem rückständigen Agrarland nicht existierte, fiel dem Staat die zentrale Rolle bei der Herausbildung des nationalen Bankwesens zu. Er trat als Gründer zahlreicher eigener Kreditinstitute auf. In den wiederkehrenden Wirtschaftskrisen der 1920er Jahre stützte er zudem nur die größten privaten Aktienbanken, was im polnischen Bankwesen zu einer beachtlichen Konzentration führte. Vor allem die vielen kleinen Privatbankiers auf dem Land konnten dem Expansionsdrang der verbliebenen Großbanken häufig genug nicht Stand halten. Aber auch größeren Privatbankhäusern fehlte das Kapital, um mit den Aktienbanken und den staatlichen Instituten zu konkurrieren. Eine Nischenbesetzung wie in Deutschland konnte so nicht stattfinden, wobei allerdings auch hier Ausnahmen die Regel bestätigen.

Die Entwicklung der Privatbankiers in der Tschechoslowakei behandeln Jiří Novotný und Jiří Šouša („Die Struktur der Privatbankhäuser in den Böhmisches Ländern – 1918 bis 1938“). Sie konsta-



tieren, ähnlich wie in Polen, einen rasanten Anstieg der Privatbankiers in der Inflationshause nach dem Ersten Weltkrieg. Zwar verschwanden die meisten dieser Neugründungen in den Stabilisierungskrisen der 1920er Jahre, doch stellten die Privatbankiers weiterhin einen „integralen Bestandteil des tschechoslowakischen Bankensystems dar“ (S. 44). Der dominierende Typus der Privatbank war das Kleinstunternehmen, welches sich im Provisionsgeschäft oder Losverkauf engagierte. Kredit- oder Exportengagements kamen kaum vor. Nur größere Privathäuser, wie das der Industriellenfamilie Petšek, agierten als Universalbank.

Damir Jelič („Die Privatbanken in Jugoslawien zwischen den Weltkriegen“) untersucht die Privatbankhäuser im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Die Mehrzahl der hier existierenden Privatbanken entstand ebenfalls im Zuge des Spekulationsbooms der Nachkriegsjahre. Als die Blase platzte, verschwanden etliche Häuser wieder vom Markt. Die meisten Privatbankiers überlebten als Börsenhändler oder Wechselstuben. Da das jugoslawische Bankensystem religiös und ethnisch stark zersplittert war, das nötige Fremdkapital zudem in den einzelnen Landesteilen höchst unterschiedlich zur Verfügung stand, blieben die Privatbanken zumeist eine „fast marginale Erscheinung“ (S. 81). Kaum ein Haus engagierte sich im industriellen Beteiligungs- oder Gründergeschäft.

Wie die Geschicke der Privathäuser in Frankreich verliefen, zeigt Jean-Marc Dreyfus („Die Privatbanken in Frankreich in der Zwischenkriegszeit – 1918 bis 1945“). Auch hier hatte die traditionelle Haute banque durch den Aufstieg der Depositen- und Handelsbanken schon vor dem Ersten Weltkrieg an Bedeutung verloren. Nach dem Krieg wurden kaum weitere Privatbanken gegründet. Trotzdem konnten sich bis 1940 erstaunlich viele kleine und regionale Privathäuser behaupten. Ihre Geschäftsfelder bestanden in der Kontoführung, der Vergabe von Kleinkrediten und in der Vermittlung von Börsengeschäften. Wirkliche Bedeutung erlangten in der Zwischenkriegszeit nur zwei Privathäuser, Lazard und Schlumberger. Während sich Ersteres zur Handelsbank entwickelte, legte das zweite den ersten Investmentfonds überhaupt auf. In der Weltwirtschaftskrise gingen zahlreiche Privatbanken in Konkurs. Der nächste Bruch erfolgte 1940 nach der Niederlage gegen Deutschland. Nun gerieten die häufig jüdischen Privatbankiers in die Mühlen der „Arisierungspolitik“. Etliche Häuser wurden liquidiert, darunter auch das Bankhaus Lazard.

Ingo Köhler („Zwischen wirtschaftlicher Marginalisierung und politischer Verdrängung: Die Privatbanken in Deutschland 1929-1935“) analysiert die Geschichte der Privathäuser im Deutschen Reich. Auch hier ging die Zahl der Privatbanken im 20. Jahrhundert kontinuierlich zurück. Trotzdem gab es weiterhin Entwicklungschancen für größere Privatbankiers, etwa als Vermittler internationalen Kapitals, als Infobroker oder Mediator. Zwischen 1929 und 1939 identifiziert Köhler dann allerdings eine „schlagartige Marginalisierung“ (S. 106) dieser Bankengruppe. Brachten schon Weltwirtschafts- und Bankenkrise eine nachhaltige Schrumpfung der Kapitalbasis mit sich, so verschärfte sich die Lage vieler (auch christlicher) Privathäuser durch die ordnungspolitischen Eingriffe des neuen NS-Staats. Die jüdischen Privatbankiers fielen zudem den gezielten Diskriminierungen der NS-Politik zum Opfer. Sie wurden liquidiert oder „arisiert“.

Peter Melichar („Bankiers in der Krise. Der österreichische Privatbankensektor 1918-1938“) untersucht die Privatbankhäuser in der neu entstandenen Republik Österreich. Auch hier zeigt sich das bekannte Bild: In der Inflationszeit stieg deren Anzahl stark an, um beinahe ebenso stark nach dem Platzen der Spekulationsblase und den ersten ordnungspolitischen Eingriffen des Staats 1924 zurückzugehen. Nur etwa zehn Häuser (von insgesamt 244 im Jahr 1928) waren danach noch internationale Geschäfte erlaubt. In der Weltwirtschaftskrise musste etwa ein Drittel der verbliebenen Privatbankiers aufgeben. Auch das bekannte Bankhaus S. M. von Rothschild geriet nach dem Zusammenbruch der Creditanstalt in eine bedrohliche Schieflage. 1938 existierten noch 135 Privathäuser in Österreich, von denen 100 als „jüdisch“ eingestuft wurden. Nach dem „Anschluss“ fielen diese dem Rassenwahn der NS-Politik zum Opfer.

Sein Ziel, einen ersten Überblick über die Geschichte der Privatbanken im Mitteleuropa der 1920er und 1930er Jahre vorzulegen, hat der Band vollauf erreicht. Vor allem die Beiträge zu den osteuropäischen Ländern bieten Neues. Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den einzelnen Ländern werden erstmals klar herausgearbeitet. Jeder der Texte bringt zahlreiche Beispiele, häufig aus originären Archivrecherchen. Eine flüssige Schriftsprache ermöglicht zudem eine rasche Lektüre. Wenn überhaupt Kritik geübt werden muss, dann hätte der Band etwas gestrafft werden können. Während die Beiträge von Jelič und Melichar jeweils eine eigene Definition

des Privatbankiers enthalten, fehlt eine solche in der Einleitung.

Köln

Domink Zier

(Dominik Zier, Hausarchiv Sal. Oppenheim jr. & Cie., Unter Sachsenhausen 4, D-50667 Köln)

*Hans-Peter Ullmann*, Der deutsche Steuerstaat. Geschichte der öffentlichen Finanzen vom 18. Jahrhundert bis heute. C. H. Beck, München 2005, 269 S., € 14,90.

„Endlich!“, möchte man sagen, wenn man Hans-Peter Ullmanns Buch in der Hand hält. Endlich eine umfassende Darstellung der Geschichte der Besteuerung in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert bis heute. Großbritannien hat „den Daunton“, Frankreich (zumindest für das 20. Jahrhundert) „den Piketty“ und deutsche Historiker, Ökonomen und Sozialwissenschaftler können seit 2005 auf „den Ullmann“ zurückgreifen, wenn sie sich mit Besteuerung beschäftigen.

Auf 269 Taschenbuchseiten fasst Ullmann seine eigenen umfangreichen Forschungen und den darüber hinausgehenden Forschungsstand zu einem knappen Bericht zusammen. Damit schafft er eine solide Grundlage, auf die alle weiteren Arbeiten in diesem Bereich aufbauen können. Darin liegt das große Verdienst Ullmanns. Dabei geht er mit geradezu bockiger Gründlichkeit und Systematik vor. Es gibt weder chronologische noch geographische Ungleichgewichte. Das selbst gesteckte Ziel, keine „histoire universelle“ zu schreiben, sondern sich auf die Geschichte der öffentlichen Haushalte als Kerngebiet der Geschichte der Besteuerung zu konzentrieren, wird konsequent verfolgt. Die Sprache ist (dem Gegenstand angemessen) stets nüchtern und vermittelt die ausgewählten Informationen sachlich und kompakt. Ullmanns Überblicksdarstellung kommt auch das Verdienst zu, einen viel zu lange „unterbelichteten“ Forschungsbereich wieder in den Mittelpunkt der historiographischen Debatte zu stellen. Dabei bietet „Der deutsche Steuerstaat“ zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Diskussionen und Forschungen.

Zu den Bereichen, die Ullmann in der Knappheit des ihm zur Verfügung stehenden Raumes nicht vollständig ausleuchten konnte, gehört das Verhältnis zwischen fiskalischer Entwicklung im

engeren Sinne und ihrem breiteren sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Kontext. In seinem klassischen Aufsatz schreibt Schumpeter von „der Gesellschaftsform, deren finanzieller Abdruck der Steuerstaat ist“.<sup>1</sup> Gemeint ist der Kapitalismus. Ohne die diesem System eigentümliche Trennung von ökonomischer und politischer Sphäre kann der Steuerstaat weder als Institution existieren noch als analytisches Konzept sinnvoll angewendet werden. Diese gegenseitige Bedingtheit von Steuerstaat und Kapitalismus, die Schumpeter als grundlegend betont, wird in der vorliegenden Monographie erst in der Schlussbemerkung aufgegriffen (S. 228). Davor wird dieser Zusammenhang in der Diskussion des „Steuerstaates“ in der DDR thematisiert. Hier argumentiert Ullmann zu Recht, dass wegen der „Doppelfunktion des Staates“ [...] als Fiskus und Eigentümer“ (S. 186) eine Abgrenzung des sozialistischen Finanzsystems im Sinne des Steuerstaats kaum möglich ist. Für die frühe Entwicklungsphase des Steuerstaats seit dem 16. Jahrhundert wird das komplexe Verhältnis zwischen fiskalischem Wandel und ökonomischer Transformation bzw. zwischen Steuerstaat und Kapitalismus nur in Ansätzen diskutiert. Dieser Zusammenhang bleibt damit ein zu wenig bearbeitetes, jedoch potentiell sehr fruchtbares Forschungsfeld. Dabei ist vor allem zu fragen, welche Bedeutung Steuern in dieser Periode als ökonomische Steuerungselemente, als Grundlage staatlicher Investitionen und als Anreiz für Mehrarbeit zur Generierung von Bargeldeinkommen hatten. Letzteres ist insbesondere im Zusammenhang mit de Vries' Konzept einer „Industrious Revolution“ von Bedeutung.

Auch das Verhältnis von Steuergeschichte und ökonomischer Theorie wird im Lichte dieser Monographie erneut zu diskutieren sein. Ullmann widmet wirtschaftstheoretischen Fragen wenig Raum. In der Einleitung finden sich eine knappe Kritik des unhistorischen Charakters der Neoklassik sowie einige positive Bemerkungen zur Deutschen Historischen Schule und zur Finanzsoziologie. Im Haupttext konzentriert sich der Autor jedoch weitgehend auf das Kerngeschäft des Historikers und diskutiert wirtschaftstheoretische Fragen nur am Rande. Dies ist im Rahmen einer Überblicksdarstellung zweifellos kaum anders möglich. Es führt

<sup>1</sup> Joseph Schumpeter, Die Krise des Steuerstaats, in: Rudolf Hickel (Hrsg.), Die Finanzkrise des Steuerstaats. Frankfurt am Main 1976, S. 329-378, hier S. 330.

allerdings dazu, dass sich der Leser auf eine Reise durch mehrere Jahrhunderte deutscher Steuergeschichte macht, ohne dass er weiß, von welchem theoretischen Standpunkt aus er durch das Meer der Fakten gelotet wird. Dabei ordnet sich der Autor implizit durchaus theoretisch ein. So deutet zum Beispiel die wiederholte Herstellung eines kausalen Zusammenhangs zwischen wachsender Geldmenge und Preissteigerung (z. B. S. 101, 175) auf eine Ablehnung der keynesianischen Theorie hin. Es wäre hier sicherlich hilfreich, dem Leser gleich zu Beginn der Untersuchung eine ausdrückliche und ausführliche theoretische Einordnung an die Hand zu geben. In dem Maße, in dem fiskalische und ökonomische Prozesse ineinandergreifen, ist es kaum möglich, die Bedeutung steuerlicher Entwicklungen zu erfassen, ohne sie mit den Werkzeugen des Ökonomen zu zerlegen und einzuordnen. Eine Festlegung auf ein theoretisches Paradigma ist daher unumgänglich und eine Debatte über die geeignetsten theoretischen Werkzeuge kann der Steuergeschichtsschreibung nur gut tun.

Bleibt noch auf den transnationalen Kontext der Entwicklung des „deutschen“ Steuerstaats hinzuweisen. Es ist ein weiteres Verdienst der vorliegenden Monographie, die große Zahl von historischen Entwicklungslinien zu erwähnen, die über den nationalen deutschen Kontext hinausweisen. Die Bedeutung „ausländischer Vorbilder“ (S. 25) wird als eine der Triebkräfte hinter der fiskalischen Entwicklung in Deutschland immer wieder betont. Die Einflüsse der französischen Entwicklung im 18. Jahrhundert und des englischen Modells im 19. Jahrhundert werden hervorgehoben (S. 25, 29). Ebenso wird der fiskalische Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg als ein politischer Prozess zwischen alliierten und deutschen Stellen diskutiert (S. 184). Die Bedeutung der EU-Mitgliedschaft für die fiskalische Entwicklung Deutschlands findet dagegen bedauerlicherweise kaum Erwähnung. Auch dies ist wohl dem knappen Raum zuzuschreiben. Die zahlreichen internationalen Vernetzungen können in der Monographie nicht erschöpfend diskutiert werden. Die Hinweise, die der Autor gibt, sind jedoch ausreichend, um die potenzielle Bedeutung komparativer und konnektiver Forschungsansätze für die Steuergeschichte erneut deutlich zu machen.

Abschließend sei noch eine Bemerkung eines anderen Rezensenten aufgegriffen: Ein Titel dieser Art, der zweifellos das Zeug zum Standardwerk hat, sollte nicht ohne Sachregister gedruckt werden. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht den Autor dieser sehr

gelungenen Monographie, sondern den Verlag.

London

Florian Schui

(Dr. Florian Schui, Lecturer in Modern European History, Department of History, Royal Holloway, University of London, Egham, Surrey, TW20 0EX, United Kingdom)

*Christian Rapp/ Nadia Rapp-Wimberger, Arbeite, Sammele, Vermehre. Von der ersten Oesterreichischen Spar-Casse zur Erste Bank. Brandstätter Verlag, Wien 2005, 154 S., € 39,90.*

Es ist, was es ist: ein aufwendig und sehr geschmackvoll gestalteter Ausstellungskatalog, der die 185 Jahre des Weges der Erste Bank AG von ihrer Gründung als Sparkasse bis hin zum heute angesehenen und noch in österreichischem Besitz befindlichem Bankinstitut anhand von sehr illustrativen Darstellungen nachzeichnet. Reich bebildert – viele der hier versammelten Darstellungen stammen aus dem Archivbestand der Bank selbst – verführt das vorliegende Werk zu einem gemütlichen Spaziergang durch die Geschichte dieses Finanzinstituts. Dabei wird einem auch noch die Möglichkeit geboten, die gleichsam am Wegesrand blühenden „Extrakte“ (S. 9), die auf den Werdegang des Unternehmens abfärbten, in einen bunten Strauß zusammenzufassen. Es sind freilich tatsächlich nur Aspekte, wie das Autorenkollektiv (Ausstellungsmacher, -kuratoren und ein Repräsentant der Erste Österreichischen Spar-Casse Privatstiftung) schon im Vorwort einschränkend betont, die hier präsentiert und reichlich illustriert werden und die Spaziergängerin am Ende des Wegs leider mit einem schon etwas welk gewordenen Blütenstrauß entlassen. Diesen betrachtend geriet die Spaziergängerin, am Ende ihres Weges angelangt, wegen ihrer Erwartungshaltung, mit der sie sich auf den Weg gemacht hatte, ins Grübeln und es drängte sich ihr die Frage auf, was wohl der Grund dafür sein könnte, dass der Strauß nicht bunter und frischer wirkte. Freilich, sie musste sich sofort eingestehen, dass es sich ja um keinen gemütlichen Spaziergang, sondern um eine höchst interessante und anspruchsvolle Reise mit all ihren Höhen und Tiefen gehandelt hätte, die sie anhand der 185-jährigen Geschichte der Erste Bank hätte nachvollziehen können.



Eine solche Erwartung wäre aber erst gar nicht aufgekommen, wäre folgender Absatz im Vorwort auch wirklich als bare Münze für die Zielsetzung des vorliegenden Bandes genommen worden: „Als Extrakte einer Unternehmensgeschichte sind die hier vorgelegten Dokumente zu verstehen. Sie erheben keinen Anspruch darauf, ‚die‘ Geschichte der Ersten österreichischen Spar-Casse zu erzählen.“ Zwei Absätze weiter heißt es aber: „Der erfolgreiche Umbau der Erste Bank von der lokalen Sparkasse zum führenden Finanzdienstleister in Zentraleuropa basiert auf einer eindrucksvollen Geschichte. Diese handelt nicht nur vom Werdegang eines Unternehmens, sondern auch von der Entwicklung des Spar- und Geldwesens in Österreich und Mitteleuropa. Mit allen Höhen und Tiefen, Krisen und Aufschwüngen.“ (S. 9) Dieser Anspruch löst – so die Kenntnis der Fülle von Veröffentlichungen im banken- und finanzhistorischen Bereich in letzter Zeit vorausgesetzt werden darf – zwangsläufig ein „Wechselbad von Gefühlen/ Erwartungen“ aus.

So sind es in der Tat lediglich „Extrakte“, die hier präsentiert werden: Ein Unternehmen, das heute mit dem Slogan wirbt „Es ist der Mensch, der zählt“, stellt seine Unternehmenskultur zwar in sehr schönen Fotografien dar, wie sich aber beispielsweise die krisenhaften Entwicklungen der 1920er Jahre oder die neuen arbeitsrechtlichen Bestimmungen (und Fortschritte) der jungen österreichischen Republik auf seine MitarbeiterInnen auswirkten, wird nicht erwähnt. Andere österreichische Bankinstitute reagierten mit massivem Personalabbau und die Führungsgremien klagten über die „sozialen Lasten“, die zu leisten waren. Man vermisst auch weitere „Extrakte“, die, selbst wenn die Darstellung auf diese gleichsam reduziert wird, zumindest aus Sicht der Rezensentin erwähnenswert gewesen wären. Beispielhaft sei – im vorliegenden Fall aus Platzmangel – auf einige wenige verwiesen, die den gesamten Finanzapparat der österreichischen Republik erschütterten: Unerwähnt bleiben der beginnende Konzentrationsprozess Mitte der 1920er Jahre, der unter anderem durch den Zusammenbruch des „Schwesterinstituts“, der Centralbank deutscher Sparkassen, verschärft wurde und zu einem massiven Vertrauensverlust führte, unter dem auch die Sparkassen zu leiden hatten; ebenso die Krise der Creditanstalt im Mai 1931, die auch auf die Wiener Sparkassen in Form von beachtlichen Einlagenrückgängen abfärbte und an deren Stützungsaktion diese auch beteiligt waren.

Erstaunen und große Verwunderung ruft auch die Tatsache hervor, dass es offenbar nicht die Mühe

lohnte, dem „Extrakt“ ‚„Österreichisch‘ in der Ostmark“ mehr als fünf Absätze zu widmen, von denen die beiden letzten lediglich eine Beschreibung der Plakate, die anlässlich des 120-jährigen Bestehens des Instituts gedruckt wurden, bieten. Es mutet an, als ob die verstärkte Auseinandersetzung der österreichischen Finanzhistoriographie mit der Tätigkeit der Finanzinstitutionen während des NS-Regimes die Erste Bank völlig unberührt ließen, obwohl auch ihr Management eine Studie in Auftrag gab, die Entwicklung besonders hinsichtlich des Entzugs von Vermögen jüdischer KundInnen aufzuzeigen. Bedauerlicherweise ist dieser Projektendbericht<sup>1</sup> aus dem Jahre 2001 der Öffentlichkeit bisher vor-enthalten worden. Alles, was über die Vorgängerin der Erste Bank in dieser verhängnisvollen Zeit zu erfahren ist, wird in zwei Absätzen lapidar zusammengefasst: die Eingliederung der Sparkasse in die deutsche Sparkassenorganisation, das Vertrauen der Menschen auf eine Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse „trotz der offensichtlichen Brutalität des Regimes“; abschließend findet noch der augenscheinliche Druck, der auf das Institut – wegen des „österreichisch“ im Namen – ausgeübt wurde, Erwähnung.

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, wieso die Lektüre des vorliegenden Bandes einen schalen Geschmack hinterlässt. Wir befinden uns nun nicht einmal mehr auf einem gemütlichen Spaziergang, sondern in einer Phase des „big sleep“, wie sie der prominente Wirtschaftshistoriker Gerald D. Feldman nannte. Die Erste Bank hält offenbar an dem fest, was in der österreichischen Historiographie insgesamt so lange ausgeblendet blieb, nämlich die Rolle österreichischer Finanzinstitute in der Zeit des Zweiten Weltkriegs nicht zu durchleuchten. Es verwundert, dass dies im Jahr 2005 noch geschehen kann, wo zumindest eine breite Öffentlichkeit weiß, dass die österreichische Regierung eine Historikerkommission beauftragte, die Ereignisse und die Mittäterschaft vieler österreichischer Institutionen während des „Dritten Reichs“ zu analysieren. Diese Berichte<sup>2</sup> und auch jene der Unabhängigen Histo-

- 1 Irene Etzersdofer/ Michael Ley unter Mitarbeit von Margit Kulka, Vermögensentzug jüdischer Vermögenswerte bei den heute zur Erste Bank gehörigen Kreditinstitutionen [unveröffentlichtes Manuskript 2001].
- 2 Hierbei sei hervorgehoben Peter Melichar, Neuordnung im Bankwesen. Die NS-Maßnahmen und die Problematik der Restitution (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission 11). Wien/ München 2004.

rikerkommission der Bank Austria Creditanstalt (BA-CA) unter der Leitung von Gerald D. Feldman waren zum Zeitpunkt der Fertigstellung der vorliegenden Publikation bereits veröffentlicht bzw. auf der Website der BA-CA abrufbar.<sup>3</sup>

Die Erste Bank begeht im Gegensatz zur BA-CA, die im selben Jahr an ihr 150-jähriges Bestehen mit der Herausgabe einer umfangreichen Festschrift unter der Mitarbeit von renommierten in- und ausländischen Autoren, die im Übrigen alle freien Zugang zu den Beständen des Archivs der Bank hatten,<sup>4</sup> erinnerte, ihr Jubiläum auf sehr konservative Weise: Sie finanziert einen aufwendig gestalteten Band, dessen zahlreiche Darstellungen liebevoll zusammengetragen sind und die in der Reproduktion der Noten der Polka Francaise „Biene“, die Eduard Strauß anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Ersten österreichischen Sparcasse komponierte, gipfeln. Und so ist es, was es ist: ein schöner Katalog, der offenbar die Ausstellung, die im Mai 2005 anlässlich des 185-jährigen Bestehens der Erste Bank im österreichischen Volkskundemuseum stattfand, begleiten sollte, jedoch leider nach wie vor nicht das Buch, das tatsächlich „die“ Geschichte der Erste Bank von ihrer Gründung bis heute objektiv und angemessen darzustellen vermag. Diese bleibt somit nach wie vor ein Desideratum der österreichischen Banken- und Finanzgeschichte. Die vorliegende Publikation ist nicht mehr als eine nett gestaltete Blütenlese der österreichischen Finanz-, Bank- und Wirtschaftsgeschichte (dies sind die dazugehörigen Stichworte im Verzeichnis derzeit lieferbarer Bücher), ohne jedoch den Anspruch auf eine ernsthafte und nachhaltige Auseinandersetzung der Erste Bank mit ihrer eigenen Geschichte einzulösen.

Wien Charlotte Natmeßnig

(Dr. Charlotte Natmeßnig, Wirtschaftsuniversität Wien, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Augasse 2-6, A-1090 Wien, Österreich)

- 3 Seit November 2006 sind diese Berichte nun auch in Buchform verfügbar: Gerald D. Feldman/ Oliver Rathkolb/ Theodor Venus/ Ulrike Zimmerl, Österreichische Banken und Sparkassen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit, 2 Bde. München 2006.
- 4 Oliver Rathkolb/ Theodor Venus/ Ulrike Zimmerl, 150 Jahre österreichische Bankgeschichte im Zentrum Europas. Bank Austria Creditanstalt. Wien 2005.

*Jesko Graf zu Dohna*, Die „jüdischen Konten“ der Fürstlich-Castell'schen Credit-Cassen und des Bankhauses Karl Meyer KG (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe 13: Neujahrsblätter 45). Degener, Neustadt/ Aisch 2005, 144 S., € 16,-.

Jesko Graf zu Dohnas Buch über die „jüdischen Konten“ der Fürstlich-Castell'schen Credit-Cassen und des Bankhauses Karl Meyer KG beginnt im 18. Jahrhundert: Im Jahre 1774 wurde die „Castell'sche Credit-Casse“ vor allem zur Unterstützung der nach einer Hungerkrise überschuldeten Bauern der Grafschaft Castell von dem jungen Beamten Friedrich Adolph Zwanziger und der Gräfin Katharina Hedwig zu Castell-Remlingen gegründet. Die neue Casse war damit ein „staatliches Unternehmen und durchaus auf Gewinn konzipiert“ (S. 17). Im Anschluss an die Gründungsjahre der Bank, in denen Zwanziger als „Initiator und nie ermüdender Motor der neuen Credit Casse“ (S. 18) gewirkt habe, schildert Dohna im ersten Kapitel des Buches die etwas unübersichtliche Entwicklung der fränkischen Privatbank und ihres Verhältnisses zur Grafschaft Castell vom Beginn des 19. Jahrhunderts über die Krise nach der Revolution 1948/49, die Trennung in „Alte Casse“, eine wohltätige Stiftung, und die frisch gegründete Privatbank „Neue Casse“ im Jahr 1857 bis zur Umbenennung in Fürstlich Castell'sche Cassen 1901.

Die jüdischen Kunden der „Casse“ allerdings bleiben damit auf den ersten Seiten des Buches Randfiguren. Dohna erwähnt zwar, dass sich gleich unter den ersten Kunden der Bank zwei Juden befanden, „Jud Leser“ und „Jud Josph“, führt die Unterstützung des jüdischen Lehrers und Vorsängers Lissauer durch die Casse an und verweist darauf, dass vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche jüdische Gemeinden und jüdische Händler Kunden der Casse waren (S. 30). Doch die Darstellung der fränkischen Judengemeinden stellt der Autor dann wie in einem Exkurs unverbunden neben die Geschichte der Bank.

Diese Unverbundenheit in der Darstellung der Geschichte der Bank und ihrer Mitarbeiter auf der einen und der Geschichte der jüdischen Kunden auf der anderen Seite bleibt auch in den weiteren Kapiteln des Buches bestehen, sodass das eigentliche Thema, nämlich die Beziehungen der Bank zu ihren Kunden, über lange Strecken eher undeutlich bleibt. Dohna schildert im zweiten Kapitel zuerst die allgemeine Entwicklung der Cassen von 1918 bis 1945

und die Übernahme des Bankhauses J. M. Meyer 1936/37, mit der sich der Charakter der Credit-Casse „von einer sparkassenähnlichen Einrichtung hin zu einer in allen Sparten leistungsfähigen Privatbank“ (S. 40) änderte. Dohna verfolgt hier auch die Geschichte der leitenden Angestellten und Inhaber der Bank. Er versucht beispielsweise, die Rolle des im März 1933 in die NSDAP eingetretenen und für seinen „übersteigerten Nationalismus“ (S. 48) bekannten Fürsten Carl von Castell differenziert darzustellen.

Im dritten und vierten Kapitel wendet sich Dohna dann den „jüdischen Konten“ der Cassen und des Bankhauses J. M. Meyer zu, sodass die handelnden Personen in der Bank, mit Ausnahme des anonymisierten Bankbeamten G., der als einziger Angestellter der Bank im vierten Kapitel auftaucht, dann doch nicht recht in direkten Kontakt mit ihren diskriminierten und enteigneten jüdischen Kunden kommen. Auch werden die im zweiten Kapitel geschilderten erfolglosen Versuche der Casse, 1937 die jüdische Koschland-Bank in Kitzingen zu übernehmen, und das Verhältnis der Inhaber und der Angestellten zum Nationalsozialismus im dritten und vierten Kapitel des Buches nicht wieder aufgenommen und auch im Fazit nur sehr kurz angesprochen.

Die Banken seien, so fasst Dohna zusammen, zwar mehrfach „in Konflikt“ gewesen, „die Zwangslage ihrer jüdischen Kunden auszunutzen“, es könne aber „in keinem Fall eine aggressive Arisierung oder eine persönliche Bereicherung durch die Inhaber oder die leitenden Angestellten festgestellt werden“ (S. 102). Insgesamt habe sich die Casse gegenüber ihren jüdischen Kunden „sachlich und im Rahmen der gesetzlich erforderten Maßnahmen verhalten, allerdings zeigt sie in einigen Fällen auch wenig Einfühlungsvermögen für deren bedrängte Lage“ (S. 116). Schließlich sei eine „den verfolgten Juden freundlich zugewandte Haltung, wie sie vereinzelt bei anderen Bankiers vorkam“, so Dohna, „bei der politischen Haltung von Inhabern und Geschäftsleitung nicht zu erwarten“ gewesen (S. 116).

Dieses Fazit, so treffend es die Aktionen und Reaktionen der handelnden Personen beschreiben mag, wirft einmal mehr die Frage auf, ob die Kategorie der „Sachlichkeit“ zur Einordnung des Verhaltens von Bankern und Unternehmern angesichts des Massenmords an den europäischen Juden angemessen ist. Denn gerade die ausführliche Darstellung von Einzelfällen im vierten Kapitel zeigt, wie die Politik von Verfolgung und Diskriminierung und die „sachlichen“ Handlungen und Haltungen der Bank sich auf einzelne Menschen auswirkten. Obgleich die

jüdischen Kunden der Casse ihren Geschäften auch nach 1933 „in mehr oder weniger eingeschränkter Weise“ nachgehen konnten, gerieten sie alle bald in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Das Beispiel des Manufakturwarengeschäfts von Siegmund und Rosa Friedmann zeige auch, so Dohna, dass die Credit-Casse – ganz sachlich – die Möglichkeiten nutzte, „die den Banken zur Verfügung standen, auch die Einschaltung der Parteistellen, um die Arisierung voranzutreiben“ (S. 83).

Ein Großteil der jüdischen Kunden hatte bei der Bank ein Spar- oder Kontokorrentkonto, ein Drittel von ihnen hatte einen Hypothekarkredit aufgenommen, und aus diesen Kreditakten konnte Dohna das Schicksal jüdischer Kunden und ihrer Vermögen bis ins Detail rekonstruieren. Die Fülle an Details, die Dohna hier deskriptiv ausbreitet, könnte auf den mit dem Gegenstand nicht vertrauten Leser verwirrend wirken, aber Dohna kann so eben auch belegen, wie viele Aspekte der Judenverfolgung sich in den Bankakten widerspiegeln; von den wirtschaftlichen Nöten über das erschütternde Erlebnis der „Pogromnacht“, die Emigrationsversuche und -erfolge, die Finanzierung von „Arisierungen“ durch die Bank, die Zusammenlegung der Kunden in „Judenhäusern“ bis hin zur „Evakuierung“, zur Deportation in die Vernichtungslager. Die vielen Details, die Dohna bietet, die akribische Darstellung der einzelnen Vorgänge dokumentieren, wie kompliziert und bürokratisch aufwändig, aber auch wie umfassend und gut organisiert die Enteignung der Juden in Deutschland war.

Die aufwändige Gestaltung des Buches, die den Text mit zahlreichen Abbildungen anreichert, kann die Alltäglichkeit von Diskriminierung und Verfolgung deutlich vor Augen führen. Eindrucksvoll sind die Formulare und Depotbücher, in die die jüdischen Kunden mit den verordneten Beinamen „Israel“ oder „Sarah“ eingetragen sind, die Ausschnitte aus Briefen oder der Briefumschlag, auf dem die handschriftlichen Worte „verzogen nach Lublin, weitere Adresse unbekannt“ das Schicksal von Rudolf Luber verraten.

Dohnas Buch ist „ein Geschichtsbuch“, so schreibt Albrecht Fürst zu Castell in seinem sehr persönlichen Vorwort, es ist aber „auch ein Gedenkbuch“ (S. 8). Es habe nach dem Kriegsende, so Castell weiter, über 40 Jahre gedauert, „bis die grauenhaften Verbrechen des Naziregimes – die Vernichtung des jüdischen Volkes – mich persönlich berührt und bewegt haben“ (S. 9). Jetzt hat die Bank den beachtenswerten Schritt unternommen, das Schicksal ihrer jüdischen Kunden und damit

auch das eigene „Mitwissen“ offenzulegen. Das Buch solle auch eine Ehrung sein für „die Verstorbenen und Ermordeten, deren Namen auf keinem Grabstein steht“ (S. 11), so Castell. Elf Seiten, die die Namen der 163 jüdischen Kunden der Fürstlich-Castell'schen Credit-Cassen und des Bankhauses Karl Meyer KG tragen, sind über das Buch verteilt, unerwartet treten dem Leser die Namen beim Umschlagen einer Seite entgegen und erinnern an das Schicksal der jüdischen Kunden.

Berlin

Hannah Ahlheim

(Hannah Ahlheim M.A., Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät I, Institut für Geschichtswissenschaften – Zeitgeschichte –, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin)

*Ostdeutscher Sparkassen- und Giroverband (Hrsg.), „Was mich interessiert ist Geld“.* Geldgeschichte, Geldpolitik, Geldtheorie von den Anfängen bis zur Gegenwart. Verlag Handel & Wandel, Berlin 2005, 179 S., € 20,-.

„Money makes the World go round“ ist nicht nur eine populäre Textzeile aus dem bekannten Broadway-Musical „Cabaret“ – es beschreibt auch ein Stück gelebten Alltags. Seit dem Weltspartag 2003 wendet sich der Ostdeutsche Sparkassen- und Giroverband mit einer Wanderausstellung zum Thema „Geld“ an die Ausstellungsbesucher – vor allem an die Kunden der regionalen Geldinstitute. 2005 ist zu der erfolgreichen Präsentation ein Katalog mit insgesamt 179 Seiten und zahlreichen Abbildungen erschienen.

Das aufwändig gestaltete Buch enthält alle Ausstellungstexte und Aufsätze zu weiteren Themen der Begriffs- und Objektgeschichte des Zahlungsmittels sowie zur allgemeinen Entwicklung der Banken. Zur besonderen Qualität des Werkes trägt die interdisziplinäre Herangehensweise bei. So werden nicht nur praktische Themen – wie beispielsweise die Herstellung des Geldes – abgehandelt. Auch dass sich eher fachfremde Disziplinen wie die Philosophie, die Psychologie (Geld als Glücksbringer!), die Kunst und die Literatur mit dem Phänomen beschäftigen, findet Eingang in den Katalog. Abgedruckt sind auch Bilder der Ausstellung im Foyer des Berliner Verbandsgebäudes, die Eröffnungsrede,

die sich den Geldkuriositäten widmet, und einzelne laudierende Einträge in das Besucherbuch. Besonders pfiffig sind die Quizfragen zum Thema „Geld“ und die dazu gehörigen Lösungen. Die Geschichte des Bankwesens wird als eine allgemeine Institutionengeschichte dargestellt. Die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Perspektive erschöpft sich vor allem in Quellenzitaten. Insgesamt ist dem abwechslungsreichen, aufwendig gestalteten und übersichtlich gegliederten Katalog die gute Resonanz der Ausstellung zu wünschen.

Dennoch: Das Thema „Geld“ ist keineswegs ein spezifisches Thema für eine Sparkasse respektive einen Sparkassenverband, wie es in den abgedruckten Pressestimmen zur Ausstellung (S. 154 ff.) angedeutet wird. Jedes sozial-, kultur- und geldgeschichtliche Museum, jede beliebige Bank könnte dieses Thema präsentieren, denn Ausstellung und Katalog leisten keinen spezifischen Beitrag zur Geschichte der Sparkassen-Finanzgruppe. Ist es die Marke „Sparkasse“ nicht wert, dass sich die Unternehmenshistoriker mit ihr beschäftigen? Wer auch nur ungefähr weiß, was die Sparkassen in den letzten zwei Jahrhunderten als dezentrale Kreditinstitute für die Kleinsparer, für die Förderung der Regionen und des dezentralen Unternehmertums geleistet haben, dem bleibt die allgemeine Ausrichtung des Ausstellungsthemas unverständlich. So durchlebt der Leser eine „Geld“-Reise durch Zeit und Raum – von der griechischen Mythologie über das alte China bis in die hintersten Winkel der Psyche und zu abstrakten Bezügen zur Kunst. Die Marke „Sparkasse“ und ihre spannende Geschichte hingegen werden nur auf knappen zehn Seiten („Das Geld in der Sparkassenwerbung“, S. 92-101) gestreift. Wo bleibt die Geschichte des Sparbuchs, das erstmals 1818 von der Städtischen Sparkasse Berlin ausgegeben wurde? Schon dass sich viele regionale Kreditinstitute ihres spezifischen historischen Werts für die deutsche Bankgeschichte nicht bewusst sind, ist sehr schade. Ein Beispiel hierfür: Im Staunen über die antike Tonspardose oder das höfische Porzellanbehältnis wird häufig die Leihspardose aus buntem Blech vergessen. Während die erstgenannten Exponate Zeugen längst vergangener, häufig verklärter Epochen sind, ist die verbeulte Blechbüchse ein Ausdruck des neuzeitlichen Massensparens, dem nicht nur die Sparkassen, sondern auch die Genossenschaftsbanken einen großen Teil ihrer Popularität und Identität verdanken.

Umso wichtiger ist es, dass die Historiker der beiden großen regionalen Marken – der Sparkassen, aber auch der Volksbanken und Raiffeisenbanken – die Aufarbeitung ihrer historischen Alleinstel-

lungsmerkmale fördern. Damit leisten sie einen aktiven Beitrag für das Bewusstsein, dass Geld in der Vergangenheit eben nicht nur die Welt bewegt hat, sondern dass es von beiden Marken dafür eingesetzt wurde, um das spezifisch deutsche Konzept der Regionalität und der sozialen Verantwortung für die Region mit Leben auszufüllen.

Berlin Peter Gleber

(Dr. Peter Gleber, Stiftung GIZ • Genossenschaftshistorisches Informationszentrum, Lindenstraße 20-25, D-10969 Berlin)

